

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 30

Artikel: Blaue Nacht
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nach England geflohen war. Nach Beendigung des Krieges folgte ihr auch Napoleon nach Chislehurst, wo er am 9. Januar 1873 seinem Nieren- und Blasenleiden erlag.

Doch nicht genug des Unglücks. Einige Jahre später, 1876, wurde ihr einziger Sohn Louis, der letzte Napoleon, in Südafrika von den Zulu erschlagen. Er hatte der mütterlichen Vormundschaft entfliehen wollen und hatte sich als Freiwilliger dem Kriegszug gegen die Kaffern angeschlossen. Die Ex-Kaiserin holte selbst die irdischen Reste ihres süßen „Loulou“ nach Europa hinüber und setzte sie 1887 im Mausoleum zu Farnborough neben die Gebeine seines Vaters bei.

Nun stand die stolze Eugenie, einst die Sonne von ganz Frankreich, einsam und allein in der Welt, von ihrem Volk für immer geachtet und vergessen. In Madrid, unter fremdem Namen, träumte sie den Traum der Napoleonidee von Ruhm und Macht zu Ende. Ob sie noch Anteil nahm an den Geschehnissen Frankreichs in den letzten Jahren? Wohl kaum vermochte die Neunzigjährige das große Geschehen zu fassen. Die Zeit war für sie tot, wie sie tot war für das lebendige Frankreich, das Monarchien zertrümmert.

* * *

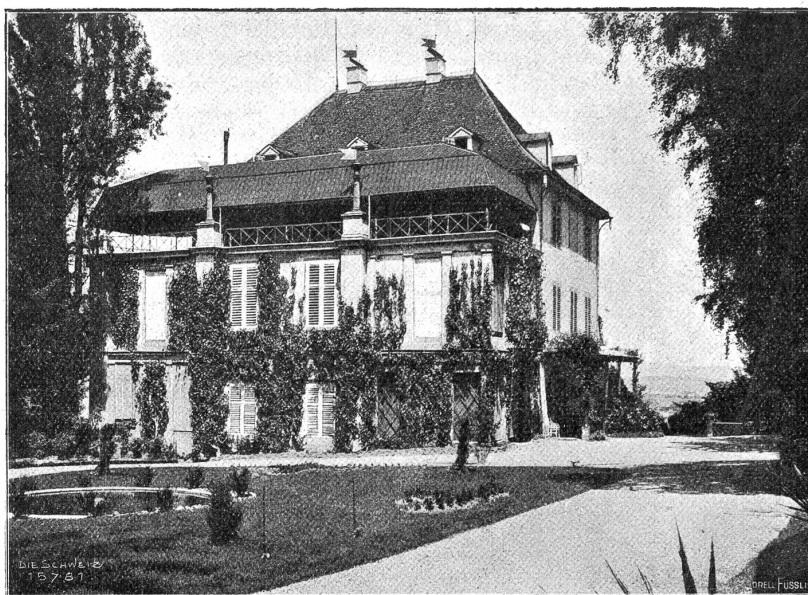
Der Tod der Ex-Kaiserin weckt die Erinnerung an die Beziehungen, die Eugenie durch ihr Schloß am Untersee mit der Schweiz pflegte. Bekanntlich hat die Mutter Louis Napoleons, die Frau Gemahlin Louis Napoleons, einst König von Holland durch seines großen Bruders Gnade, vor den Metternichschen Verfolgungen im Kanton Thurgau Zuflucht gefunden. Königin Hortense weilte Ende 1816 und anfangs 1817 in Konstanz als Gast der Großherzogin von Baden, einer ihrer Verwandten. Doch war hier ihr Bleiben nicht, sie sollte auf Befehl der Mächte Baden verlassen. Da nahm sich die thurgauische Regierung der gehekten Königin an und bot ihr den Aufenthalt auf thurgauischem Boden an. Von der Konstanzer Familie v. Streng erstand sich dann Hortense das Landhaus Arenenberg bei Ermatingen und bezog es mit ihrem damals 10jährigen Sohne Louis. Sie verblieb hier trotz des Einspruchs der Mächte; denn die Thurgauer blieben standhaft. Das Landhaus wurde nun von Grund aus umgebaut und bekam so sein heutiges



Eugenie von Montijo

Gräfin von Pierrefonds, Exkaiserin von Frankreich, Witwe Napoleons III.
Als 94-Jährige am 11. Juli 1920 in Madrid gestorben.

Aussehen. Hortense lebte zurückgezogen der Erziehung ihres Sohnes. Es stellten sich mit der Zeit viele Gäste ein. Arenenberg wurde der Mittelpunkt der Hoffnungen aller



Schloß Arenenberg, Hauptgebäude nach dem Umbau.

Bonapartisten. Nach seiner Gymnasialzeit, die er in Augsburg verbracht hatte, kam Louis Napoleon, der spätere Kaiser, dauernd nach Arenenberg. Er paßte sich außerordentlich geschickt an die thurgauische Umgebung an, wurde 1836 Mitglied des kantonalen Schützenvereins und 1838 schon dessen Präsident, als welcher er am St. Galler Schützenfest des gleichen Jahres die thurgauische Fahne überbrachte zugleich mit einer kostbaren Flinte als persönliche Ehrengabe.

Bekanntlich genoß Louis Napoleon seine artilleristische Ausbildung im eidgenössischen Lager zu Thun. Noch heute zeigt eine Gedenktafel das Haus, wo der Prinz in Thun gewohnt hat als Hauptmann der bernischen Artillerie.

Seit 1832 war Louis Napoleon Ehrenbürger der thurgauischen Gemeinde Salzkstein. Als er nach dem verunglückten Strahburger Militärputsch von 1836 und seinem unfreiwilligen Aufenthalt in Amerika 1837 nach Arenenberg, ans Sterbebett seiner Mutter zurückgekehrt war, forderte Frankreich die Ausweisung. Der Thurgauer Dr. Kern aber, der spätere Gesandte in Paris, wehrte sich mannhaft für das Ansehen der Schweiz. Der Ausgang des Streites ist bekannt. Als er sich ernsthaft zuspitzte, befreite Napoleon durch seine Abreise die Schweiz aus der fatalen Situation. Das war im Oktober 1838. Ungern sah man in der engen Umgebung von Schloß Arenenberg den Prinzen scheiden. Das Schloß selber fiel durch Kauf einem sächsischen Privatier zu, dann, 1855, kaufte die Kaiserin Eugenie im Geheimen das Schloß zurück, um ihrem Gemahl eine Geburtstagsüberraschung zu bereiten. Zehn Jahre später kam das Kaiserpaar auf kurzen Besuch nach Arenenberg. Auch die Ex-Kaiserin kam später von England aus noch öfter hin in die Sommerfrische. Nach „Loulous“ Tod wurden die Besuche immer seltener. Auf ihren 80. Geburtstag machte sie dem Kanton Thurgau das Schloß und die Besingung zum Geschenk. Seither ist auf dem Gut die thurgauische landwirtschaftliche Schule eingerichtet worden, und im Schloß selber zeigt man neben andern historischen Sehenswürdigkeiten die Erinnerungsfunde an die königlichen Gäste.

Blaue Nacht.

Von Emil Schibli.

Lärmend, und links und rechts über den Weg hinausstrebend wie eine Herde Ziegen, zog die reisende Schüler-

schar das Alpensträßchen hinauf. Es waren Stadtkinder, zapelliges Blut, und jetzt, wo über die grünen Matten her rote Alpenrosenbüsche glänzten, gar nicht mehr zu halten. Aber der Lehrer kannte die Alp von früher her. Er wußte, es war nirgends Gefahr und deshalb ließ er das muntere Völklein gewähren. Noch ein halbes Stündlein aufwärts, und das winkende Berghotel würde die zerstoßene Schar ohne einen Ruf zu sammeln vermögen. Er sagte es den erwachsenen Teilnehmern der Reise zur Beruhigung. Der Lehrer hatte recht. Als er mit seinen Begleitern oben ankam, wurden sie jubelnd empfangen, und es fehlte von den sechsundvierzig Ausreisern kein einziger. Die Rucksäcke wurden hergenommen und für den ungeheuren Durst herrliche Süßtränklein bereitet, und als man die Beine ein Viertelstündchen gestreckt hatte, da war man schon wieder munter und zum Springen und Singen bereit. Zum Singen! Also gut! Der Lehrer sammelte die Kinder im Halbkreis um sich her, sumnte den Grundton, gab ihn weiter, Terz und Prim dazu und mit den Augen befahl er: Aufgepaßt! Eins — zwei — drei —

Wie das klang da oben! Wie die Freude sang: Jubilate! Jubilate! Kein Tröpflein böses Menschenblut war da noch herauszuspüren, lauter Himmelskinder, lauter Seligkeit! Und aller Augen glänzten und der liebe Gott war ganz in der Nähe und hatte Tränen in seinen tiefen Gottaugen und murmelte eins ums andere Mal: Schön, schön, schön.

Bald darauf aß man zu Nacht und da waren sie alle wieder zu Fleisch und Blut geworden, die Jungen und die Alten, lachten und aßen Alpenbutter und Honig und tranken von der herrlichsten Schweizermilch, die es geben kann.

Nur in einem war die Seele nicht eingeschlafen, denn diesem war Gott ganz nahe gewesen, als sie das Lied sangen, so nahe, daß sein Hauch ihn streifen mußte. Das war Heinrich Feer, der Dichter. Das war das blasse Armeleutkind mit den dunklen, träumerischen Augen, die immer wie in ein Märchen hineinschauten in ein schönes oder trauriges. Das war Heinrich Feer, den die schwärmerischen Mädchen gerne hatten, weil er die schönsten Aussprüche machte und am besten Gedichte auftragen konnte, und der in der Mathematikstunde so hilflos war, wie ein neugeborenes Kind. Der saß nun still inmitten der fröhlichen Schar, als bedächtig und dachte fortwährend: Jetzt muß ich dann mein Gedicht sagen: Das Vaterland. Und als alle gegessen hatten und wieder hinausgingen, die Mädchen in armverschlungenen Grüppchen und die Buben zu zweien oder dreien auf kleine Abenteuer aus, die Männer eine Zigarre rauchten und die Frauen plauderten, da ging Heinrich Feer ganz allein in einer Richtung, wo am wenigsten Menschen zu sehen waren. Beim Eindunkeln sollten sie alle wieder vor dem Hause sein.

Aber es war noch hell. Tiefgrün glänzten die Matten und rot brannten die Alpenrosenbüsche, und die Berge hielten auf stämmigen Schultern und Nacken ihre Schneehäupter in das reine Himmelslicht hinein, und ein Sturzbach orgelte und es wollte einem das Herz zersprengen.

Und als nun mählich die Firnen sich röteten und die Matten und Tannen in der Ferne blau wurden, tiefdunkelblau, da ging der Knabe zurück und fand alle beisammen vor dem Hause. Er ging an allen vorbei und stellte sich mitten in die offene Haustüre und sein Herz zog sich zusammen und tat ihm so weh, daß er blaß wurde. Aber dunkler waren seine Augen in dem weißen Gesicht und glühender blickten sie in die grüngoldene Weite. Seine Stimme klang ganz rein, schwebend ohne Schwere wie Musik: Das Vaterland. Wie schlecht, wie kindlich unbeholfen seine Verse waren, seine eigenen ersten Verse, das wußte er nicht, und niemand wußte es, denn alle waren sie vom Hauche Gottes angerührt. Eine Menschenseele hatte sich aufgetan. Als der Knabe den letzten Vers kaum gesprochen hatte, tobten toll gewordene Hände durch die Luft. Jubelndes Stimmenbrausen! Und sie kamen herbei, beglückte junge Menschen, seine Mitschüler,

und beschenkten ihn, und ein kleiner derber Junge, der täglich einen Milchtarren durch die Stadt schlepte, hängte sich an ihn und schob ihm etwas in die oberste Westentasche, und als Feer später einmal hineingriff, fand er einen Zweifränkler.

Heinrich Feer konnte nicht schlafen. Die Kameraden in seiner Kammer zogen tief den Atem ein und plauderten spaßhafte, unzusammenhängende Dinge. Sonst war es ganz still im Hause. Das Kammerfenster stand weit offen, Sterne glänzten in dem Stück Himmel, welches durch das Fenster sichtbar war, blaues Mondlicht flutete herein und der Wasserfall orgelte.

Der Knabe sah nach seiner Uhr: die Zeiger rückten gegen Mitternacht. Einerlei, er konnte nicht schlafen. Er wollte auch nicht. Er stieg aus dem Bett und ging ans Fenster. Ah, diese Alpenluft! Wie wunderschön die nächtliche Landschaft war! Das Mondlicht machte alles weich und rund und silberig und die Schatten lagen dunkelblau.

Das Seelein glänzte herauf. Ah, das Seelein hatte er ganz vergessen. Er war am Abend nicht hingegangen, weil alle hingingen und lärmten, Steine hineinwarfen und mit den beiden Booten, die da waren, rucklos wie Seeräuber herumgondelten. Jetzt aber lag es da unten still und geheimnisvoll, zauberhaft schön und fast atembeklemmend. Er beugte sich über die Fensterbank und erschrak. Im Fenster nebenan lag auch eine Gestalt. Ein kleiner Schrei entfuhr ihr.

„Warum schläfst du nicht?“ fragte nun Feer hinüber.

„Und du?“

„Es ist schade, jetzt zu schlafen.“

„Eben ja.“

Es war die blonde Mina Nydegger mit den blauen Kornblumenaugen, die da drüben am Fenster stand. Feers heimlicher Schach. Das ist jetzt eine Nacht, dachte er, und das Herz stieg ihm bis in den Hals hinauf. Nach einer Weile sagte er: „Man sollte jetzt an den See hinunter. Das wäre schön.“

„Ja,“ sagte das Mädchen, „das wäre schön.“

„Wollen wir gehen?“

„Und wenn uns dann jemand sieht?“

„Ah bah. Alle schlafen. Ich gehe. Kommst du auch?“

„Ich habe halt Angst.“

„Also, dann gehe ich allein.“

„Nein. Ich komme. Aber du mußt mir warten. Ich fürchte mich.“

„Ja, ich warte unten bei der Haustüre. Aber du mußt in den Strümpfen kommen, damit uns niemand hört. Die Schuhe ziehen wir dann nachher an.“

Sie huschten in die Zimmer und schlüpften mit aufgeregten Gliedern in ihre Kleider. Nach fünf Minuten waren beide unten.

„Ah, wenn uns jemand sieht,“ sagte Mina.

„Ach, es sieht uns doch niemand. Du bist eine Furchtgret. Komm, gib mir die Hand.“

Da schwieg sie. Sie rannten ein Stück weit in die Matten hinaus und zogen dann ihre Schuhe an. Und dachten mit jedem Schritt weniger daran, daß jemand sie sehen könnte. Der See plätscherte ganz leise, wie im Schlaf. „So, jetzt wollen wir ein wenig rudern,“ sagte der Knabe.

„Ja, aber gib acht, daß es nichts Dummes gibt.“

Der See war nicht groß. Ein Alpenseelein ist nicht groß. Die Sterne spiegelten sich wie grüne Edelsteine im Wasser, und wenn man es durch die Hand gleiten ließ, so sah es aus wie flüssiges Silber. Der Knabe schaute das Mädchen an. Nicht nur das Wasser sah aus wie Silber; auch das Haar des Mädchens und um die weiche gerundete Dunkelheit ihres Gewandes floss eine Linie von Gold. Ich möchte sie küssen, dachte der Knabe. Plötzlich war ihm das Fahren verleidet.

„Jetzt wollen wir zurück,“ sagte er und wendete das Boot, nun aus Leibeskräften rudend. Als sie ausgestiegen waren und der Rahn festlag, sagte er zu dem Mädchen, ob schon das ganz ruhig da stand:

„Still. Hörst du den leisen Wind?“

„Ja,“ sagte sie.

„Du, hast du schon einmal so etwas Schönes erlebt?“

„Nein,“ sagte sie.

„Ich glaube, so etwas Schönes erleben wir nie mehr, unser ganzes Leben lang... du Mina...“

„Was...“

„Du mußt mir jetzt einen Kuß geben, gelt, willst du?“

„Ja,“ sagte sie, ohne ihn warten zu lassen. „Aber du darfst es niemanden sagen. Nie. Auf Ehr und Seligkeit.“

„Nein. Nie. Auf Ehr und Seligkeit!“

Da hob sie sich auf ihren Füßen zu ihm empor und legte ihm die weißen, weichen Mädchenarme um den Hals und küßte ihn mit ihren nachfühlenden, leuchten Kinderlippen leicht und leise, wie wenn ein Sommervöglein sich auf seinen Mund gesetzt hätte. Dann gingen sie schweigsam die Matten hinauf und zogen die Schuhe aus und huschten ins Haus.

„Gute Nacht... Gute Nacht...“

Am frühen Morgen stieg die Schar der Paghöhe zu, Heinrich Feer war mitten unter den Buben. Er war lustig und ausgelassen wie selten. Mina Nydegger sang mit den Mädchen. Die beiden sahen einander kaum.

Nur am Abend, als man über den Vierwaldstättersee zurückfuhr und einige Mädchen den Dichter umschwärmten und ihm ein Gedicht für das Poesiealbum abbetelten, lachte der Knabe und sah mit hellen und tiefen Glücksaugen zur blonden Mina hinüber.

Sie verstand ihn und lächelte. Und wurde rot wie die Wälflein über dem See.

„Was die Berge mir erzählen!“

Von D. König.

Wie unser Tal entstanden ist.

Vor langer Zeit war's. Wanderer, die herkamen aus der Gegend des Wendelsees, mußtten steil ansteigen, bis sie in der Höhe der jetzigen Ortschaften Wengen und Mürren die Segensalp erreichten. Eine Alp voll Segen, ja. Die kräftigsten, milchreichen Gräser gediehen hier, an den Hängen dufteten seltene Blumen, Arzneikräuter gaben Heilmittel gegen Krankheiten der Menschen und des Vieh's. Milde strich der Wind über die gesegnete Flur; kein Lawinensturz verheerte die Hänge und kein Blüßschlag brach die alten Weltertannen. Auf der Alp weidete das schönste Vieh, die größte Herde weidete in den Bergen. Alp und Herde gehörte einem mächtigen Herrn, der sie seinem Diener Meinheer zur Hut übergeben. Ein gewaltiger, riesenhafter Hirt war dies, voll wilder Kraft und trotigen Mut's. Ihm ähnlich seine beiden riesigen Söhne, Mondhar und Eigenbert, kühne Reden, gefürchtet weit und breit ob ihrer Stärke, Wildheit und Grausamkeit — und unter den drei Gewaltigen wuchs lieblich und holdselig wie eine Bergrose die junge Sunar auf, voll tappischer Liebe, voll Eifersucht behütet vom wilden Vater und den Riesenbrüdern. Schon in frühester Kindheit hatte Sunar die Mutter verloren, und im Umgang mit den wilden Gefellen änderte sich auch ihr ehemals milder Sinn. Wie die Männer an Leibesgestalt und wilder Kraft, so überragte Sunar alsdann in Stolz und Hochmut alle Töchter des Gebirgs. Kein Freier stand ihr hoch genug; zudem wachten die Brüder eifersüchtig über die schöne Schwester, und mehr als ein unbeliebter Gast verschwand auf ewig in den tiefen Schründen der umliegenden Hänge, so daß Schrecken herrschte, wo nur von der Segensalp gesprochen wurde. Nach und nach vernachlässigten die Hirten auch das Vieh.

Viele Stüde zerfielen und großer Schaden erwuchs dem Herrn der Alp. Er übergab deshalb die Alp dem treueren Knecht und hieß Meinheer weichen von dem Ort, wo er so schlecht seines Herrn Vorteil wahrgenommen. Doch mit Not nur entrann der neue Hirt den Händen der drei Unholde, und als er talwärts floh, rief ihm Meinheer nach: „Melde dem Herrn, daß wir blieben, wo wir sind. Eher als wir soll der Grund wanken, auf dem wir stehen.“

Auf diese böse Kunde hin wappnete der Herr der Alp seine Freunde und Knechte und zog aus, als gälte es, ein feindliches Heer zu bestehen. Als die Kunde davon auf die Segensalp gelangte, entsank den Hüttern doch der trostige Mut. Sie beschloßen, ihre Heimat zu verlassen. In Zorn und Leid töteten sie aber vorher noch alles Vieh, von der schönsten Kuh bis zum jüngsten Kälbchen. In einem wilden Fluch verwünschte Meinheer die Alp in den tiefsten Abgrund. Die Verwünschung ging in Erfüllung, wenn auch nicht so, wie Meinheer es gewollt. In einem grausen Bergwetter, unter krachendem Donner, im brausenden Sturm, öffnete sich die Erde; die Alp sank in die Tiefe. Doch die Felsen schlossen sich nicht wieder, und als Grund des Lauterbrunnentales bewahrt die Alp noch jetzt ihre liebliche Schönheit. „Im Grund“ heißt noch heute bei den Bewohnern von Wengen und Mürren das Talgebiet von Lauterbrunnen und Sintergrund.

Und die Bewohner der Segensalp? Auch sie erreichte das Gericht. Als wildschöne, hehre Wächter hüten sie noch jetzt ihre geliebte Heimat und wie im Leben, so ist auch in verwunschener Gestalt neben den zwei starken Brüdern die Jungfrau voll Schöne und Lieblichkeit. Eiger, Mönch, Jungfrau — die Berggeschwister.

Nun verging ihnen der trostige Sinn. In stummer Bitte heben sie ihre Häupter zu Gott. Wer dies Gebet der Berge miterlebt, der fühlt in sich ein Gemisch von Sehnsucht, Glück, Wehmut — allgewaltig. Bergesleuchten, Alpenglühn, nennen die Menschen.

Und Meinheer, der Vater? Mitten im Tal, vorragend vor allen Bergen, erhebt sich düster, schwarzdrohend ein mächtiger Bergwall mit steilen Wänden, ein unheimlicher Gefell.

Als „Schwarzer Mönch“ hütet noch zur Stunde der riesige Hirt seine liebe Alpheimat. Nie verflärt das Alpenglühn seine Stirne. Kein Schneemantel, kein grünes Kleid deckt je den Felsenleib. Nur ab und zu umkreist das Adlerpaar den finstern Koloß.

Ungebeugt, in starrem Troß, wacht Meinheer wohl noch Jahrtausende, bis sein Leib zerfällt.

Um den Fuß des Alten fließen die Tränen seiner reuigen Kinder, die Lütchine und ihre Zussüße.

Sonnige Kammern.

Nicht in die breiten Gassen alleine fällt das Licht:

Die Stadt hat viele Kammern, du weißt von mancher nicht, Und doch ist sie voll Sonne, die da verborgen träumt — Und weiß ein Blumenwunder, das lieb ihr Fenster säumt

O sonnenhelle Kammern, — manch einer gleicht so ganz Ein Menschenherz im Stillen, erfüllt von Sonnenglanz.

Es ist wie sie durchgoldet, mag's heimlich auch geschehn — Und weiß von Märchenaugen, die durch die Scheiben sehn.

Walter Dietiker, Bern.

Die Ergebnisse von Spa.

Als Lloyd George von den englischen und amerikanischen Journalisten gefragt wurde, ob die Alliierten in Spa von den Ereignissen in Polen beeinflusst worden seien, ent-